

Miezes Abenteuer.

Humoreske von Hedwig Stephan.

„Somas lebt nicht!“ sagten sämtliche Gutsnachbarn von Herrn Ferdinand Weidenslaufer auf sechs Meilen im Umkreise.

„Somas lebt nicht!“ sagte Tuchen, der Herrschaftsrichter, und Fiehlen, die Herrschaftsschänke.

„Somas lebt nicht!“ sagte Frau Treugebrodt aus Klein-Schwanebed, die sich sonst so leicht über nichts mehr wunderte.

Es lebte aber doch, und zwar ganz bedeutend, und es war gar kein „es“, sondern eine „sie“ — die kleine dicke Mieze nämlich, die bei Weidenslaufer nach zehnjähriger Ehe einpaffirt war. — Herr Ferdinand Weidenslaufer konnte es gar nicht fassen, daß ihm das heißerlebte Glück, Vater und Papa zu heißen, nun doch noch jutzelt geworden war. Er mochte es kaum, das runde, rosige Gesichtchen in der Wiege mit seinen allerding's ziemlich umfangreichen Händen anzufassen, und obwohl Frau Treugebrodt wiederholt versichert hatte, die Mieze sei ein „eifrig strammer Kerl“, hinderte ihn das keineswegs, sein Töchterchen von vornherein für ein äußerst zartes, gebrechliches Wesen zu halten, dessen kostbare Gesundheit garnicht sorgfältig genug behütet werden könne.

Daß ein Arzt erst in dem nächsten, eine Weigunde entfernten Städtchen zu haben war, beunruhigte ihn ganz ungemein; sein Erbes war doch, sich verschiedene dickeleibige Bücher — „Häusliche Krankenpflege“, „Erste Hilfe bei Unglücksfällen“, „Was thue ich, bis der Arzt kommt?“ — sowie eine eichene Hausapotheke für die tägliche Wart anzuschaffen, sehr zum Wertzer seiner Gattin, die das Geld weit lieber in einem hellblau ausgefärbten „Moseskörbchen“ angelegt hätte.

Sämtliche Lebens-Neuerungen Miezes standen fortan unter der Kontrolle waternährter gedruckter Ratgeber. Ließ sie einmal zehn Minuten lang ihre kräftige Stimme ertönen, dann befürchtete Herr Weidenslaufer, sie könnte sich einen Bruch schreien; schließte sie die ganze Nacht durch — was ab und zu auch der Fall war —, so argwöhnte er eine Stimmbandlähmung.

War sie besonders aufgekratzt und sdel, dann hielt sie der besorgte Papa für „stieberast erregt“, und spielte sie länger Zeit vor sich hin, dann sagte er sicher zu seiner Frau: „Berthchen, die Mieze ist so merk-würdig still! Da hecht was!“

An und zu sich hätte man diese übergroße Mergellichkeit ja nun als ziemlich harmlose „Puffel“ bezeichnen können, aber Herr Weidenslaufer war ein Mann, der alles rationell betrieb.

Eines schönen Tages kam er aus der Stadt mit einem riesigen Paket zurück, bei dessen Anblick sich Frau Berthas Züge holdselig verklärten.

„Ach, wie lieb, Mäme — du hast mir was mitgebracht!“

Indes, je kleiner die Umhüllung wurde, desto größer wurden ihre Augen. Schließlich hielt sie ein Bündel verpackter langer, glänzender Stäbe in der Hand.

„Ja, Ferdinand, was ist denn das?“

„Perlegbare, biegsame Aluminium-Schienen, Berthchen.“

„Perlegbare, biege — ja, wo-zu willst du denn die?“

„Für Mieze, liebes Kind. Sieh mal, wie furchtbar leicht kann es passiren, daß sie fällt, sich einen Arm bricht — ein Arzt ist nicht in der Nähe — wie beruhigend, wenn man da solche Sachen gleich im Hause hat!“

„Aber Mann! Mieze kann ja noch garnicht laufen!“

„Na, dann bleibt es eben für später. So was läßt sich doch auf-behen! Und allerhand Kleinigkeiten, die sie jetzt schon gebrauchen kann, habe ich ja auch mitgebracht — einen Eisbeutel für Hals und Kopf, einen Tropfenflüßler, eine Birde aus Gesundheitsflanel mit Schwammfüß auf Gummirollen.“

Frau Bertha trat die Thränen in die Augen.

„Ferdinand — du lieber Gott! Du denkst doch nicht, daß Miezen so was mal gebrauchen könnte? Das — das finde ich direkt sündhaft — roh —“

„Jetzt wurde aber Herr Weidenslaufer trahbützig.“

„Ja, ja! So sind die Weiber! Immer Gefühlsduselei — hlos keine Logik! Natürlich wünsche ich nicht, daß wir Verwendung für die Sachen haben, aber es ist doch möglich, nicht wahr, es ist doch möglich? Und ein Roth Vorbeuge ist mehr Werth, als ein Hund Peilung — das ist meine Meinung und damit basta!“

Miezen bekam sie — sie füllte auch nie von einer Leiter oder Stedte die Finger in die tockende Milch, Hüften und Schnupfen konnte sie nur dem Namen nach — kurzum, Herrn Weidenslaufer's so wundervoll praktische, chirurgische Hilfstuppen hatten niemals Gelegenheit, sich zu verthätigen, und wurden schließlich mit-samt der Riste, die sie barg, auf den Boden gestellt, und Herr Weidenslaufer schrieb in einem Anfall von Galgenhumor mit Lackfarbe darauf: „Miezes Kussteuer.“

„Eins, zwei, drei, im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit.“

Mieze war jetzt siebzehn, und Frau Treugebrodt, die aus alter Anhänglichkeit immer noch mit herantam, wenn sie in der Umgebung dienstlich zu thun hatte, nicht hets sehr wohl-gesällig bei ihrem Anblid.

„N'propers Mädchen, Madame Weidenslaufer! Ich hab' das gleich gesagt, als ich ihr zum ersten Mal ins Badewasser hatte!“

Aber Mieze besah außer ihren för-perlichen Vorzügen auch noch die bei weitem höher zu bewertende Eigen-schaft, ganz hervorragend wirth-schaftlich tüchtig zu sein, und als bei Onkel Gebhardt in Kauldswalde die „Mamsell“ es mit dem Rheumatismus kriegte, erbat er sich kurzehand die Mieze auf ein paar Wochen zur Aus-hilfe.

Zwar konnten Weidenslaufer's das Mäd'el gerade jetzt in der Ernte eigen-tlich kaum entbehren, aber was ihm man schließlich nicht einem alten Erbonkel zu Liebe!

Nun befand sie sich schon knapp einen Monat in Kauldswalde; die Mamsell begann langsam wieder ge-brauchsfähig zu werden, und der Tag von Miezen's Abreise war bereits festgesetzt, als bei Weidenslaufer's ein bisher noch nicht dagewesenes Ereig-nis stattfand.

Der Depeschenbote brachte näm-lich ein Telegramm.

Herr Weidenslaufer nahm es, drehte, besah es, drehte es, drehte es um, seufzte, besah es noch einmal ganz genau und öffnete es dann dor-sichtig.

Es war aus Kauldswalde, Post Trautenau, und erhielt nichts weiter als die Worte:

„Sofort kommen. Gebhardt.“

Mit wankenden Knien ging Herr Weidenslaufer zu seiner Frau in die Milchammer und legte die Depesche in die Schüssel mit saurer Sahne.

„Siehst du, da hast du's! Jetzt ist etwas passirt — etwas Schreckliches! Weßhalb haben wir die Mieze auch fortgelassen! Und hier war alles so schön vorbereitet.“

Seine Stimme brach, aber er nahm sich energisch zusammen.

„Bade den kleinen Handlöfer, Bertha, und laß die Riste vom Boden holen — ich will sie mitnehmen. Denn von Kauldswalde haben sie auch gute zwei Stunden bis zum Arzt, und wer weiß, ob er nicht ge-rade über Land ist!“

Frau Bertha erklärte das zwar für Blödsinn und glaubte überhaupt nicht recht an ein Unglück, aber das fürchte Herrn Weidenslaufer nicht weiter.

Er fuhr mitstamm der Riste ab und landete traueriger Ahnungen voll in Trautenau.

Hinter dem kleinen Stationsge-bäude stampften schon die Kauldswalder Braunen — er ließ sein Ge-päck aufshuden und schwang sich zu Onkel Gebhardt auf den Bod.

Der begrüßte ihn mit kräftigem Händedruck und besah sich höchlichst verwundert die Riste, die mit der Aufschrift nach oben stand.

„Sag mal — wie oft hast du denn das da gleich mitgebracht? Wußtest du denn schon?“

Herr Weidenslaufer nickte beküm-mert.

„Ja, Gebhardt — ich hab mir's ge-dacht. Weßhalb solltest du auch sonst bepeßirt haben? Aber jetzt sag' mir nur, wie und wo ist es denn eigentlich passirt?“

„Beim Reiten!“ erwiderte Geb-hardt und nahm die unruhigen Pferde tützter. „Sieh mal, mir ist die Ge-schichte wirklich sehr unangenehm, aber immer mit konnte ich doch nicht, um aufzupassen. Und außerdem habe ich den Fruchtsack schon so lange, und er hat stets einen so ruhigen Eindrud gemacht.“

„Ist er denn gescheut?“ fragte Wei-denslaufer dazwischen.

„Gescheut? Ja natürlich. Sonst hätte die Geschichte wohl kaum pas-siren können!“ Gebhardt schmun-gelte, was der betrübte Vater sehr un-passend von ihm fand.

Er sah im Geiste seine Mieze am Boden, von dem scheuenden Fruchtsack abgeworfen, womöglich mit den Hüfen geschlagen —

„Schrecklich, schrecklich!“ röhnte er und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

Onkel Gebhardt sah ihn von der Seite an.

sein Kind verlieren — so jung — so hoffnungslos! —

Papa Weidenslaufer zog sein Taschentuch, schmeuzte sich heftig, und brückte es an seine überquellenden Augen.

Aber plötzlich fuhr er so wild in die Höhe, als hätte er sich aus Versehen auf eine glühende Herdplatte gesetzt.

Denn eine frische Stimme hatte „Hallo“ gerufen, und da — auf der Bank unter der Eiche, da saß etwas — etwas Helles, Blondes — jetzt stand es auf, tam näher —

„Halt!“ brüllte Weidenslaufer, sprang wie ein Besessener vom Wagen ab und hielt das Blonde in seinen Armen.

„Mieze, meine Mieze!“

„Papa, mein lieber Papa!“

„Na, Gesellschaft — aufsteigen — aufsteigen! Die Biesler stehen nicht mehr!“ rief Onkel Gebhardt ungeduldig.

„Aber es möchte noch einer mit!“ sagte Mieze, ließ den Vater los und wintte nach der Eiche zu.

Da kam ein junger, netter Mann zum Vorschein, dessen sonnenver-branntes Gesicht ziemlich verlegen ausah.

Mieze sagte ihn bei der Hand.

„Da ist er, Papa!“

„Wer?“ fragte Herr Weidenslaufer.

„Na, Reinhold Fuchs, mein Bräutigam! Hat dir denn Onkel Gebhardt nicht erzählt?“

„War ja nicht nötig, Mieze. Vater hatte schon so'n Abnimus gehabt — die Aussteuerliste hat er gleich mitgebracht!“

Mieze sah die Riste an, dann den Onkel, dann den Papa — und dann fing sie so fürchterlich an zu lachen, daß die Braunen mit einem Haar das Durchgehen getriegt hätten.

Und Papa Weidenslaufer that das Beste, was er in diesem Falle thun konnte — er lachte mit, daß ihm die hellen Thränen über die Baden ließen, umarmte Mieze, umarmte Herrn Fuchs, der sich sehr zu einem so sdelen Schwiegersvater freute, stieg auf den Bod und wollte auch den Onkel Gebhardt umarmen. Es gelang indes nicht, denn der stieß ihn mit dem Reitsattel in die Seite.

„Ferdinand, ich glaube beinahe, bei dir ist irgendwas eine Schraube los!“

Die Depesche aber, die Frau Weidenslaufer noch an demselben Abend bekam, und die offenbar die Einwir-kung der Verlobungsbowle verrieth, lautete:

„Mutter, es war ein Schwieger-sohn; ein Glück, daß ich die Aus-steuer-Riste mit hatte!“

Wenn die Erde bebt.

Die gewaltigen Erschütterungen, denen unsere alte Mutter Erde von Zeit zu Zeit ausgeht, ist, zeitigen häufig auch eine Reihe von seltsamen Begleiterscheinungen über die die moderne Erdbeben-Forschung eine Fülle von Material zusammenge-bracht hat.

Bei fast allen größeren Erdbeben öffnet sich der Boden und es bilden sich tiefe Spalten, die oft viele Fuß breit sind; so hat man im Jahre 1783 bei dem Erdbeben in Calabrien zwei solcher Spalten von mehr als hundert Fuß Breite und zweihundert Fuß Tiefe beobachtet. Menschen, Thiere, Häuser und selbst Boote sind durch diese Spaltungen der Erde in die Tiefe gerissen worden.

Es ist vorgekommen, daß bei der Flucht vor einem Erdbeben Leute von der Erde aufgenommen wurden, die sich sofort wieder über ihnen schloß. Nach einem Erdbeben im Dorfe San Antonio auf den Philippinen fand ein Vater später beim Graben den zermalnten Körper seines Kindes. Man-chmal brechen aus der Erde giftige Dämpfe, tockendes Wasser oder Flam-men hervor. So wurden in Jamaica Leute, die in die Erdspalten gefallen waren, von tockendem Wasser wieder nach oben gespült. In Sizilien strömte 1692 Salzwasser hervor. An der Riste Neufelands wurden 1855 die Fische getödtet. Während des Erdbebens von Jamaica starben 3000 Personen infolge der unerträglichen Schwefel-dünste, die aus dem Boden strömten und bei Berührung mit Flammen zu brennen angingen. Manchmal bricht aus diesen Spalten ein intensives röh-lisches Licht. Als Lissabon durch ein Erdbeben zerstört wurde, zeigte sich auf den Seen Europas und Amerikas sehr große Wellen.

Die Themse trocknete 1158 während eines Erdbebens aus, so daß man trocken Fußes hindurchgehen konnte. Die warmen Quellen in Teplitz in Böhmen kochten während des Erdbebens in Lissabon über; dann wurden sie schlammig, seihen eine Minute aus und warfen rothen Ocker in Mengen aus. Erst geraume Zeit später flossen sie wieder wie früher. Brunnen steigen und fliehen oft über, vertrocknen oder füllen sich mit Schlamm an. 1835 hob sich bei dem großen Erdbeben in Conception in Argentinien der benach-barte Küstenstrich fünf Fuß über den Meeresspiegel und sank später wieder drei Fuß.

Bei einer Erdumwälzung im Thale des Mississippi nahe der Mündung des Ohio bildeten sich im Laufe einer Stunde 20 englische Meilen lange Seen. Das kleine Gebiet von Casa Nova in Calabrien sank während eines Erdbebens um 29 Fuß, ohne daß je-doch ein Haus einstürzte.

Bei der gewaltigen Eruption des Kra-tatau auf der gleichnamigen Insel zwi-schen Sumatra und Java und den von ihr hervorgerufenen Erdbeben im Au-gust 1883, die an 75,000 Menschen vernichteten, verankert ein Theil von Krataatau. Die Wirkung dieser Erd-beben wurde bis nach Nordamerika verspürt.

Im Innern der Erde fühlt man die Stöße selten. Verderbenbringende Erdbeben sind in Bergwerken taum be-merkbar. Die Geschwindigkeit der Stöße ist am Anfang am höchsten und nimmt allmählich ab.

Gebäude und andere Gegenstände, die durch Erdbeben zerstört werden, fallen in ganz bestimmter Weise. Ein Haus fällt immer nach der Seite, die die meisten Thüren und Fenster hat. Mauern, die im rechten Winkel zu der Richtung des Stoßes stehen, werden stärker als die parallel dazu verlaufen- den Mauern mitgenommen. Wenn Mauern rissig werden, geht der Riß immer über möglichst viel Thüren und Fenster.

Leichtere Gegenstände werden ebenso umgerissen wie schwerere. So berich-tet Mallet, daß während eines Erdbe-bens in Neapel mehrere riesige Heu-schober umgerissen wurden.

Am besten leisten Häuser mit flachen Dächern, die breit und niedrig sind, deren obere Mauern leicht sind, den Erdstößen Widerstand. Es gibt auch in Südamerika „Erdbebenlampen“, die so gebaut sind, daß sie ausgehen, wenn sie umgeworfen werden.

In Südamerika, das Erdbeben be-sonders häufig ausgeht, haben vor-sichtige Leute an der Thüre „Erdbe-benröde“ hängen, deren Tauschen das Nöthigste für eine im Freien zu ver-bringende Nacht enthalten. Oben auf Hügel ist die Bewegung nicht so stark wie im Thal. In Südamerika gibt es Landstriche, die, während das ganze Land schwer unter Erdstößen leidet, unberührt bleiben; diese Gegenden nennt man „Erdbebenbrüden“, der Stoß geht darunter fort wie das Was-ser unter einer Brücke.

Auch in Japan ist man an Erdbe-ben derart gewöhnt, daß man die Kon-struktion der Häuser danach einrichtet. Den kleinen, niedlichen Holzhäuschen mit ihren Papierfenstern und Schiebe-thüren vermag ein Erdbeben nicht viel anzuhaben. Und wenn sie über den Haufen geworfen werden, so sind sie bald wieder aufgerichtet.

Ein am Anker liegendes Schiff empfindet die Stöße durch die Rinde des Anterlaues. Die Beladung eines Kriegsschiffes in Yokohama glaubte, das Schiff wäre aufgelaufen, so heftig waren die durch das Lau geleiteten Erdstöße. Schiffe, die achtzig Meilen vom Lande entfernt auf See waren, fühlten die Stöße wie eine Reihe plötz-lich einfallender Geschosse. Im Jahre 1716 brachen Masten und Tauwerk an Bord der Schiffe im Hafen von Pisco in Peru, obwohl eine Störung des Wassers nicht sichtbar war; in anderen Fällen sind Kanonen von Deck ge-sprungen und Schiffe mittendurch ge-borsten.

Bei Erdstößen treten oft hohe Wellen auf, die gewöhnlich dem Stoß voraus-gehen. Bei dem Erdbeben in St. Tho-mas trat das Wasser vor dem ersten Erdstoß zurück; nach dem zweiten lehrte es mit solcher Gewalt zurück, daß das Schiff Monogahela auf dem Traden lag. In demselben Jahre blieb ein anderes amerikanisches Schiff in Arica in Chile ein Viertelmeile landeinwärts liegen. Bei dem Erdbeben in Jamaica zog sich das Meer mehr als eine Meile zurück, in Pisco sogar zwei Meilen, und lehrte erst nach drei Stunden wie-der zurück. Die größte danach ein-tretende Springfluth war 210 Fuß hoch, sie wurde 1737 beobachtet.

Auf dem Lande werden feststehende Körper, wie Grabsteine, Obeliskten, Schornsteine usw., durch Erdstöße oft in drehende Bewegung gebracht, wäh-rend Baumreihen danach Zickzacklinien bilden. Wenn man während eines Erdbebens die gerade Strecke eines Eisenbahngleises ansieht, kann man die Schwingungen deutlich beobachten. Sie nähern sich in erschredender Schnelligkeit in der Form von Kurven in den Schienen. Diese sehen wie eine Riesenschlange aus, die hin- und her-schwankt, und ein Zug erscheint wie eine sich bewegende Raupe, bis er abge-worfen wird.

Fast alle Länder der Erde sind mehr oder weniger von Erdbeben heimge-sucht worden, mit alleiniger Ausnahme des europäischen Rußlands, in dem man noch niemals ein Erdbeben ton-statiren konnte.

Durchsaut.

Hausfrau (auf dem Biersteller): „n Paar solide Hosenträger gefällig?“

Gemann (dem die gestrige Ehe-hälfte zuzwinkert): „Ich brauche keine!“

Hausfrau: „Dann vielleicht n Paar für die gnädige Frau!“

Bahnenhubschiff.

Professor: „Sehen Sie, die geheim-nishollen Beziehungen der Zahlen zu einander sind oft wunderbar! Wenn ich zum Beispiel das Datum meiner Geburt mit meiner Telephon-nummer multiplizire, so ergibt die Quadratwurzel aus dieser Zahl, ver-mindert um das Alter meiner Schwie-gemutter, genau meine Hausnum-mer.“

Die Geschichte des Kognals.

Wenn nach gutem Diner auf silber-nem Tablett die kleinen feingekliffenen Kristallgläser funkeln, in denen das warme Goldgelb eines edlen alten Kognals aufleuchtet, dann wird es schwer, zu glauben, daß dieses köstliche Getränk nur bittere Noth u. der Ver-zweiflung französischer Weinbauern seine Entstehung verdankt. Denn in der Charente, wo heute der Kognat-handel der Ruhm und die wichtigste Er-werbsquelle des Landes bilden, war vor 300 Jahren noch die Gewinnung von Wein die Hauptbeschäftigung, und der Wein der Charente mit seinem feinen pridelnden Geschmad, den man heute nur noch als Kuriosität in den Kellern der Liebhaber findet, war in England, Schottland und in den nord-ischen Reichen hochberühmt und sehr begehrt. Damals wurden die Ader-bauer u. Landwirthe den Traditionen der Väter untreu, auch sie begannen mit dem Anbau von Reben, und zu Beginn des 16. Jahrhunderts war in der Charente bereits eine derartige Ueberproduktion von Wein eingetreten, daß die Vorräthe die Nachfrage um das Vierfache übertraffen; die Preise sanken, der Wein ward so billig, daß es nicht lohnte, die theuren Fässer dafür aufzuzünden; namenloses Elend, Noth u. Armut lichen nicht lange auf sich warten und bald fand das ganze Land vor dem Ruin. Es war im Jahre 1630, als ein einheimischer Chemiker den Versuch machte, die Unmengen wertlosen Weines doch nach einem griechischen Destillationsverfahren in Brantwein umzuwandeln, und mit diesem Gedanken beginnt der Ruhmes-lauf des Kognals. In kurzer Zeit ward der von den holländischen Zwi-schenhändlern „Brandwijn“ getaufte Kognat weit berühmt, und besonders in England und den Norden eroberte er im raschen Siegeslauf alle Keller. Aus England kamen auch, dreiviertel Jahrhundert später, die Männer, deren Namen noch heute in den Firmen der größten und berühmtesten Kognat-häuser weiterleben. 1715 tam ein jun-ger Mann von der normannischen Insel Jersey nach Kognat. Er hieß John Martell und bescheiden suchte er bei dem bereits bestehenden Kognat-hause Augier eine Anstellung als Kor-respondent. Die Herren Augier wer-den die Sparbarkeit, mit der sie da-mals den jungen Stellenfuchenden ab-wiesen, später bedauert haben, denn mit bescheidenen Mitteln versuchte er nun auf eigene Faust Kognat zu verlaufen, und aus diesen Anfängen entwickelte sich das heute weltberühmte Haus Martell & Co. Der junge Engländer wußte die holländischen Zwischenhän-dler auszukalten, verschickte seine Waare direkt nach England, u. als 40 Jahre später ein zweiter Brute, Richard Hennessy, der jüngere Sohn eines iri-schen Ritters Hennessy, nach Cognac kam, zählte das Haus Martell zu den blühendsten der Charente. Nach wußte der junge Hennessy den irischen Markt für den Kognat zu erobern, und von dieser Zeit an beginnt der Sieges-lauf des Charente-Brantweines über die Erde.

Blonde Schönheit.

Bei allen Kulturvölkern des klassi-schen Alterthums war die blonde Schönheit bevorzugt. Daß bei den Hellenen „Blond“ das Ideal der Frauenschönheit war bezeugt schon die Mythologie. Die Nymphen waren blond, goldhaarige die Grazien, Aphrodite, die Schaumgeborene, war blond. Das Urtheil des Paris ward von dem ganzen klassischen Zeitalter bekräftigt. Ein einziges goldblondes Haar der Isole um den Flügel einer Schwalbe geschlungen, erweckte Trifans Liebe und entfesselte die Leidenschaft des alten Königs Marke. Auch die großen italienischen Dichter des Mittelalters verherrlichten die Blonden in ihren unsterblichen Ge-sängen. Die Beatrice des Dante und Tassos Armida waren blond, die schöne Eleonore von Este lieb der letzten Form und Farbe. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, hat seiner blonden Gemahlin zu Ehren den Orden des goldenen Vlieses gestiftet. Die entzückenden Frauentöpfe Tizians hatten blonde Haare von geradezu prächtigem Farbentone, dem gepriesenen „Tizianblond“. Auch die herr-lichen Frauengestalten des Paolo Veronese, Giorgino, Tintoretto, und Palma Vecchio waren blond. Das blonde Haar war besonders auch in Venedig hochgeschätzt, die schönste Frau ihrer Zeit war eine blonde venetianische Gräfin, genannt „La Biondina“. Andere berühmte Blondinen waren Lucrezia Borgia, die siebliche Johanna von Aragonien, Anna von Oesterreich, Marie von Bourbon. Auch Agnes Sorel, die Freundin Karl VII. von Frankreich, Diana von Poitiers, Gabriele d'Estres und Maria Stuart hatten blonde Haare. Von der schönen Ninon de l'Enclos, die noch in ihrem siebzigsten Jahre die Männerwelt entzückte, wird erzählt, daß ihr reiches Haar wie gesponnenes Gold glänzte. In der germanischen Mythologie sind die blonden Menschen Kinder Wotans, Kin-der der Sonne, während die brünetten von Alben abstammen. Das schim-mernde und stimmernde Haar, sei es roth-, gold- oder aschblond, hat und hatte stets magnetische Anziehungskraft.

Unmöglich.

A.: Wiffen Sie, Herr Müller, Sie sollten immer so schreiben, daß es auch der gewöhnliche, unwillende Mann verstehen kann!“

B.: „Ja, welcher Theil meiner Arbeit ist Ihnen denn unverständlich?“

Immer derselbe.

A. (zum Archäologen, der sich mit einem ziemlich bejahrten Fräulein verlobt hat): „Wie alt ist eigentlich Deine Braut?“

Archäologe: „Nach den neuesten Forschungen Zweihunddreißig.“

Künstlich.

Köchin (zur Gnädigen): „Möllen Sie nicht die Ründigung, die Sie mit wegen meinem Esch gegeben haben, zurücknehmen? Es nügt Sie nämlich gar nichts, dem gefällt es in dem Hause so gut, daß er sich einack meine Nachfolgerin anschaffen wird!“

Für eine große Sache muß man etwas von der Vernunft erwarten, mehr von der öffentlichen Meinung und alles von der Zeit.

Eine französische Ahnfrau des deutschen Kaisers.

Man weiß bereits, daß der deutsche Kaiser den Admiral Goltz unter seine Ahnen zählt. Weniger bekannt ist es, daß er auch eine französische Ahnfrau hat, deren Namen neben Goltz den Einschlag des französischen Blutes in die Adern der Hohenzollern verrieth. In seiner Doktor-dissertation über „Die Ehen in der alten französischen Gesellschaft“ weist sie der Historiker Bertrin folgendermaßen nach: Eleonore Desmiers war die Tochter des protestantischen Edelmannes Alexander Desmiers, Herrn v. Otreuse, aus Posen. Sie folgte ihrem Vater nach Deutschland und heirathete hier den von ihrer Schön-heit und Klugheit eingenommenen Herzog von Celle, Bruder des Kur-fürsten von Hannover. Ihre Tochter vermählte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten August Friedrich von Wolfenbüttel 1682 in zweiter Ehe mit ihrem Vetter Georg Ludwig, dem

Triebus unis.

Durchsaut.

Hausfrau (auf dem Biersteller): „n Paar solide Hosenträger gefällig?“

Gemann (dem die gestrige Ehe-hälfte zuzwinkert): „Ich brauche keine!“

Hausfrau: „Dann vielleicht n Paar für die gnädige Frau!“

Bahnenhubschiff.

Professor: „Sehen Sie, die geheim-nishollen Beziehungen der Zahlen zu einander sind oft wunderbar! Wenn ich zum Beispiel das Datum meiner Geburt mit meiner Telephon-nummer multiplizire, so ergibt die Quadratwurzel aus dieser Zahl, ver-mindert um das Alter meiner Schwie-gemutter, genau meine Hausnum-mer.“

Töchterreicher Vater (beim Mittagessen): „Das schmeckt ja ganz merk-würdig! Da habt Ihr wieder mindestens vier verschiedene Auffassungen zu-sammengetrotzt!“

ältesten Sohne des Kurfürsten Ernst August von Hannover, der 1698 seinem Vater folgte und 1714 als Georg I. den Thron Englands bestieg. Ihre Tochter war Sophie Dorothea von Hannover, die Gemahlin des zweiten Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I., und Mutter Friedrichs II. und des Prinzen August Wilhelm, des Vaters König Friedrich Wilhelms II. Von hier aus ist der genealogische Stammbaum jedem bekannt.

Blonde Schönheit.

Bei allen Kulturvölkern des klassi-schen Alterthums war die blonde Schönheit bevorzugt. Daß bei den Hellenen „Blond“ das Ideal der Frauenschönheit war bezeugt schon die Mythologie. Die Nymphen waren blond, goldhaarige die Grazien, Aphrodite, die Schaumgeborene, war blond. Das Urtheil des Paris ward von dem ganzen klassischen Zeitalter bekräftigt. Ein einziges goldblondes Haar der Isole um den Flügel einer Schwalbe geschlungen, erweckte Trifans Liebe und entfesselte die Leidenschaft des alten Königs Marke. Auch die großen italienischen Dichter des Mittelalters verherrlichten die Blonden in ihren unsterblichen Ge-sängen. Die Beatrice des Dante und Tassos Armida waren blond, die schöne Eleonore von Este lieb der letzten Form und Farbe. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, hat seiner blonden Gemahlin zu Ehren den Orden des goldenen Vlieses gestiftet. Die entzückenden Frauentöpfe Tizians hatten blonde Haare von geradezu prächtigem Farbentone, dem gepriesenen „Tizianblond“. Auch die herr-lichen Frauengestalten des Paolo Veronese, Giorgino, Tintoretto, und Palma Vecchio waren blond. Das blonde Haar war besonders auch in Venedig hochgeschätzt, die schönste Frau ihrer Zeit war eine blonde venetianische Gräfin, genannt „La Biondina“. Andere berühmte Blondinen waren Lucrezia Borgia, die siebliche Johanna von Aragonien, Anna von Oesterreich, Marie von Bourbon. Auch Agnes Sorel, die Freundin Karl VII. von Frankreich, Diana von Poitiers, Gabriele d'Estres und Maria Stuart hatten blonde Haare. Von der schönen Ninon de l'Enclos, die noch in ihrem siebzigsten Jahre die Männerwelt entzückte, wird erzählt, daß ihr reiches Haar wie gesponnenes Gold glänzte. In der germanischen Mythologie sind die blonden Menschen Kinder Wotans, Kin-der der Sonne, während die brünetten von Alben abstammen. Das schim-mernde und stimmernde Haar, sei es roth-, gold- oder aschblond, hat und hatte stets magnetische Anziehungskraft.

Unmöglich.

A.: Wiffen Sie, Herr Müller, Sie sollten immer so schreiben, daß es auch der gewöhnliche, unwillende Mann verstehen kann!“

B.: „Ja, welcher Theil meiner Arbeit ist Ihnen denn unverständlich?“

Immer derselbe.

A. (zum Archäologen, der sich mit einem ziemlich bejahrten Fräulein verlobt hat): „Wie alt ist eigentlich Deine Braut?“

Archäologe: „Nach den neuesten Forschungen Zweihunddreißig.“

Künstlich.

Köchin (zur Gnädigen): „Möllen Sie nicht die Ründigung, die Sie mit wegen meinem Esch gegeben haben, zurücknehmen? Es nügt Sie nämlich gar nichts, dem gefällt es in dem Hause so gut, daß er sich einack meine Nachfolgerin anschaffen wird!“

Für eine große Sache muß man etwas von der Vernunft erwarten, mehr von der öffentlichen Meinung und alles von der Zeit.

Eine französische Ahnfrau des deutschen Kaisers.

Man weiß bereits, daß der deutsche Kaiser den Admiral Goltz unter seine Ahnen zählt. Weniger bekannt ist es, daß er auch eine französische Ahnfrau hat, deren Namen neben Goltz den Einschlag des französischen Blutes in die Adern der Hohenzollern verrieth. In seiner Doktor-dissertation über „Die Ehen in der alten französischen Gesellschaft“ weist sie der Historiker Bertrin folgendermaßen nach: Eleonore Desmiers war die Tochter des protestantischen Edelmannes Alexander Desmiers, Herrn v. Otreuse, aus Posen. Sie folgte ihrem Vater nach Deutschland und heirathete hier den von ihrer Schön-heit und Klugheit eingenommenen Herzog von Celle, Bruder des Kur-fürsten von Hannover. Ihre Tochter vermählte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten August Friedrich von Wolfenbüttel 1682 in zweiter Ehe mit ihrem Vetter Georg Ludwig, dem

Triebus unis.

Durchsaut.

Hausfrau (auf dem Biersteller): „n Paar solide Hosenträger gefällig?“

Gemann (dem die gestrige Ehe-hälfte zuzwinkert): „Ich brauche keine!“

Hausfrau: „Dann vielleicht n Paar für die gnädige Frau!“

Bahnenhubschiff.

Professor: „Sehen Sie, die geheim-nishollen Beziehungen der Zahlen zu einander sind oft wunderbar! Wenn ich zum Beispiel das Datum meiner Geburt mit meiner Telephon-nummer multiplizire, so ergibt die Quadratwurzel aus dieser Zahl, ver-mindert um das Alter meiner Schwie-gemutter, genau meine Hausnum-mer.“

Töchterreicher Vater (beim Mittagessen): „Das schmeckt ja ganz merk-würdig! Da habt Ihr wieder mindestens vier verschiedene Auffassungen zu-sammengetrotzt!“

